

# Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Saibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Prämumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währ.

## Am Grabe Nikolaus Lenau's.

(Weidling am Bach bei Wien, am 28. Juni 1861.)

Hier ruhest du nach sturmbewegten Tagen  
Im Frieden aus vom freudlosen Leben,  
Und Blüthen, die das Glück dir nie gegeben,  
Hat dir in Fülle nun das Grab getragen.

Hier, wo am kalten Stein die Rosen ragen  
Und ihre Düste dich im Tod umschweben,  
O Säng' er, da verstummen jene Klagen,  
Die sich durch alle deine Lieder weben!

Vom Thau umperkt, sieh, wie die Rosen weinen,  
Weil sie im Leben niemals dir geblühet  
Und nun vergebens nach Versöhnung streben!

Auch Philomela klagt aus stillen Hainen,  
Indeß das Abendroth dein Grab umglühet:  
O schummre süß, denn deine Lieder leben!

Ludwig Waldock.

## Die Steppe.

Von Michael Grabowaki.

Wie war doch mein Leben so einsam und traurig, als ich im Jahr 182\* in die Ukraine zurückgekehrt war. Als Kind schon hatte ich Abschied von ihr genommen, dahin zurückgekehrt, fand ich nicht mehr meine alten Freunde, obwohl ich im Vaterlande war; nach neuen fühlte ich kein Bedürfniß, alles widerte mich an. Ueberdies wohnte ich im abgelegensten Winkel der Ukraine; in dumpfem Dahinbrüten flossen mir die trügen Stunden, ein Tag verging wie der andere, ohne Abwechslung, und so verdampfte allmählig mein Sinn in dem Grade, als sich mein früher freies Herz nun beengt fühlte.

Als ich noch Student in Warschau gewesen, begeisterten mich die Gesänge unseres Zaleski, in denen er so feurig das Leben in der Ukraine malt, daß mir ein poetischer Zauber das ganze Land wie in ein phantastisches Gewand voll geheimer Reize hüllte. Jetzt hingegen zeigte sich mir überall die nackte Prosa. Umsonst durchstreifte ich die Fluren, umsonst besuchte ich alle die Heidengräber, das Feld blieb stumm, — von den Gräbern hörte ich nichts außer einigen sehr prosaischen Geschichten. Das Volk, das ich mit Gewalt bewundern wollte als die Stammgenossen der berühmten Kosakenführer Koszynski und Chmielnicki, harmonirte nicht mit meiner Vorstellung von ihm. Umsonst redete ich mir ein, ich sei in einer Ansiedelung oder einem wilden Kosakennest. Umsonst erbihte ich meine Phantasie, ich wäre auf dem Schauplatze wahrhaft homerischer Szenen, der allerletzen, die in Europa geschahen. Ich machte Verse, aber sie waren voller Inconsequenzen und überdies durchaus kalt und frostig. Kurz, ich mußte mich ein paar Wochen mit Macht der grausamen Enttäuschung entgegenstemmen, um mir am Ende doch gestehen zu müssen, ich hätte die Ukraine satt bis über den Kopf.

Gegen Ende des Jahres riefen mich Geschäfte in ein Städtchen, das zehn und etliche Meilen von meinem Wohnorte entfernt war. An und für sich war die Sache nicht wichtig, doch ging ich gern, um mich ein wenig meiner Schwermuth zu

entreißen. Zwei Tage nach meiner Abreise gelangte ich in ein kleines Städtchen mit Namen Spole. Die Sonne stand tief, die Schatten wuchsen mit jeder Minute. Jedoch wollte ich noch zwei Meilen bis zum nächsten Dorfe zurücklegen, wo man ein Nachtlager finden konnte. Man zeigte mir einen kürzeren Weg, auf welchem ich schon nach anderthalb Meilen das Dorf erreichte, aber keine Herberge fand, weshalb ich nothgedrungen mich zum nächsten Dorfe aufmachen mußte.

Nachdem ich ungefähr eine halbe Meile weit gekommen war, bemerkte ich, daß im Westen schwere Regenwolken aufstiegen. Die Luft ward immer drückender. Rings am Rande hingen dichte Wolken, die sich mehr und mehr über die Ebene ausbreiteten, die mit dunkeln Wäldern bedeckt ist. Denn in der Ukraine gibt es sehr dichte Waldungen; wohin die Blicke schweifen, findet das Auge einen Ruheplatz auf den zerstreuten Gehölzen, welche einst eins gewesen, und mitten in den kahlen Ebenen und dunklen Quertälern und Abgründen sperren Wälder die Aussicht. Wie ein unerfahrener, müßiger Wanderer warf ich meine Augen auf die herrlichen Szenerien, die mich die Einförmigkeit der Steppe vergessen ließen. Der lange, schmale Wolkenstreif begann allmählig sich nach allen Seiten auszubreiten. Hinter ihm erschienen riesenhafte, durcheinander sich wälzende Massen, wie die empörten Wogen des Meeres; die sinkende Sonne malte auf sie phantastische Bilder, doch ihre dichte Brust zu durchdringen vermochte sie nicht. Auf der dunkelnden Steppe aber kispelten die Grashalme, obwohl nicht das geringste Lüftchen wehte. Alles deutete auf ein Unwetter; bald begann es zu blißen, anfangs selten, dann in immer kürzeren Zwischenräumen, den Donner hörte man noch nicht; ich wußte also, daß das Wetter noch weit entfernt sei. In dieser tiefen, heiligen Stille stammten nur die Wolken und erloschen wieder, wie geisterhafte Erscheinungen.

Meine Diener trieben die Pferde zur Eile an, als sie sahen, daß der Sturm nahe, allein dieser war schneller als wir, die wir gerechnet, vor dessen Ausbruch unter Dach und Fach zu kommen. Die Sonne versank; als ihr letzter Strahl auf den Bergen verglimmte, hatten schon lange die Wolkensäume geflammt in feurigem Golde. Eben näherten wir uns dem Dorfe. Die schmale Straße, die bisher in der Ebene sich dahingehängelt, fiel rasch ab; wir gelangten in ein tiefes, abhängiges Quertal. Der Horizont, wenngleich in schwarze Wolken gehüllt, erweiterte sich, und wir bemerkten tief unter uns ein Dorf. Der Rauch schwebte über seinen Dächern, da ihn die schwere Luft des herannahenden Gewitters darniederdrückte. In der Tiefe wiesen uns ein Fischteich und ein Fluß ihre bleifarbenen Spiegel und begrenzten die abschüssigen Ufer. Zwei dunkle Hügel erhoben sich am Flusse. Auf dem einen stand eine Kirche des griechisch-russischen Ritus, auf dem anderen, niedrigeren, mit Bäumen bewachsenen aber vermuthlich ein Herrschaftsgebäude, denn von dem grünen Hintergrunde hoben sich Dächer ab und Wege und Rauchfänge schimmerten durch die Dunkelheit. Unter uns lag ein schwarzer, schmaler Damm, er schien von oben wie ein enger Weg zwischen dem Teiche und dem Flusse. Schnell fuhren wir bergab, und obgleich der Damm nicht so schmal war, als es in der Höhe schien, so war es doch in der Dunkelheit gefährlich, dreihundert

Schritte zwischen dem brausenden Gewässer einerseits und dem abschüssigen Strande andererseits zu fahren.

Den ersten Donner hörten wir auf der halben Höhe des Berges und von dort hallte er an den Felsen des Thales wieder. Nachdem wir den Damm überschritten, fiel plötzlich ein unendlicher Regen. Auf ein Mal kommt hinter uns ein Mann angeritten und ruft uns zu: „Mir nach, edler Herr! Im Dorfe gibts kein Nachtquartier — Ihr müßt zum Schlosse reiten!“ Es war weder Zeit noch Ort, nach dem Manne zu fragen, und es war auch gar nicht nöthig, denn meine Leute folgten dem Reiter und hieben tüchtig auf die Pferde ein, und die Blitze leuchteten, daß wir uns nicht aus den Augen verloren. Ich merkte, wir hätten den Weg nach dem bewachsenen Hügel eingeschlagen. Eine Brücke, die wir passirten, bewies, daß wir uns auf einer Insel befänden. Schon öffnete ein schönes Portal in dieser wilden Nacht gastfreundlich seine Thore. Als wir uns dem Schlosse näherten, sahen wir alles so hell, wie bei Tage. Das Gewitter entlud sich eben über unseren Häuptern und die Blitze leuchteten unaufhörlich. Aus allen diesen tausenden wand sich ein Blitz hervor in unverfäglichem Feuer, der Donner scholl, wie die Bastöne einer gewaltigen Orgel; alle die Pappeln, die den Hof umgaben, ja jedes Sandorn auf dem Fahrwege konnte ich unterfcheiden. Vor mir stand ein prachtvolles Schloß nach neuester Bauart, außen mit eingemauerten Wappenschildern. Als ich in die bedeckte Vorhalle einritt, schien es, als träte ich bei zauberischem Lichtscheine in ein Feenschloß.

Es mußte draußen hell gewesen sein, denn als ich mit meinem Führer in die gut beleuchtete Säulenhalle eintrat, dünkte es mich finster. Mein Begleiter legte seinen durchnähten Mantel ab, und ich sah vor mir einen Mann in mittleren Jahren und von angenehmen Außern. „Ich bin der Herr des Hauses,“ sagte er, „als einer erblichen Besitzung; es ist meine Pflicht, die Reisenden aufzunehmen, die ein Gewitter auf meinem Besitzthum überrascht. Erlauben Sie mir also, meiner Verpflichtungen gegen Sie gerecht zu werden.“ Mit diesen Worten geleitete er mich in das Schloß. Wir betraten das erste, hernach ein zweites und ein drittes Zimmer. In diesem letztern waren die Mitglieder des Hauses um den Theetisch versammelt.

„Mein Gemal, mein Vater!“ schallte es uns entgegen, „wie konntest Du uns so lange in dieser peinlichen Ungewißheit lassen; eine halbe Stunde schon verlebten wir in Todesangst. In solchem Sturme, bei diesem Unwetter draußen in der grausen Nacht!“ — „Ich komme wohlbehalten,“ sagte der Hausherr, „und seht! nicht allein. Ihr denkt, in dieser stürmischen Nacht sollte Jeder zu Hause sitzen, aber da fand ich einen Gefährten unter freiem Himmel und obenein auf der Reise. Vertretet meine Stelle bei ihm, bis ich meine nassen Kleider wechsle. Erlaubt, mein Herr!“ wandte er sich zu mir, „wen habe ich die Ehre, bei meiner Gemalin und meinen Töchtern anzumelden?“ — „Ich bin Eduard T...., Gutbesitzer und Edelmann aus der benachbarten Gegend.“ — „Vielleicht der Sohn des Obersten T....?“ „So ist's.“ — „Dann willkommen, Sohn meines Freundes. Sie sind im Hause eines alten Bekannten. Ich bin Zulynsky, vielleicht hörten Sie je den Namen aus ihres Vaters Munde? Liebes Weib, ich empfehle Dir Herrn T....; bald kehre ich zurück.“

Ich blieb in der Gesellschaft der Damen zurück. Frau von Zulynsky war eine Frau in den besten Jahren und wohl erhalten; zwei Töchter an ihrer Seite, das lebendige Abbild ihres Vaters. Es waren Blondinen mit blauen Augen und schmaler Taille und sechs- bis siebenzehnjährig. Der Jüngeren Antlitz erglühete in rosigter Verlegenheit, als sie den unbekanntem Jüngling erblickte, der so plötzlich in ihre Gesellschaft gebrochen und der unwillkürliche Eindruck jenes Augenblickes war die Ursache einer

unauslöschlichen Verschiedenheit des Interesses für die Schwestern. Am andern Ende des Zimmers standen noch drei ältliche Männer, anscheinend Hausfreunde des Herrn v. Zulynsky.

Frau v. Zulynsky wandte sich gleich nach dem Zurückziehen ihres Gemals mit besonders offener Freundlichkeit zu mir, wie es schon die Art einer liebenswürdigen Hausfrau ist: „Auf der Reise und nach einem solchen Unwetter wird Ihnen gewiß eine Tasse Thee nicht unangenehm sein. Darf ich bitten?“ Mit diesen Worten lud sie mich ein, am Tische Platz zu nehmen, der wie gewöhnlich zum Thee gedeckt war. Sie schob einen Stuhl hinzu, während noch am Theekessel die Weingeistflamme leckte. Die ganze Gesellschaft setzte sich nun mit mir zugleich zu Tische. Ich als Fremdling sah mich indessen mit Interesse im Zimmer um. Mehrere Gewehre und andere Waffen hingen geschmackvoll geordnet umher. Die Sesseln, das Kanapee, sowie auch die übrigen Einrichtungsstücke waren mit weiß und blauem Sammet tapeziert. An den Wänden waren einige Gemälde in Mahagoni-Rahmen, zwar nicht viele, aber ausgefuchte Arbeiten. Ober dem Kanapee, worauf wir saßen, hing das bekannte Gemälde von Bernet „Der Tod des Fürsten Poniatovski bei Leipzig,“ diesem gegenüber ein zweites von demselben Meister: „Die Eroberung von Samo-Siera durch die Polen.“ Auf einem besondern Platze an der Wand hingen zwei größere Gemälde, auf dem einen war das Meer abgebildet; der Mond schien trübe aus den Wolken auf die, bis auf den Grund aufgewählten Fluten des Ozeans; auf dem felsigen Strande stand ein Mann tief in Gedanken, die Hände auf der Brust übereinander geschlagen starrte er in die trostlose Gegend; die Hände seines Hutes waren aufgestülpt, der Rock zugethüpft; hinter ihm drängte sich die wogende Menge des Volkes. Dies Bild wies auf einen Mann hin, einzig in der Welt und in der Geschichte. Das zweite Bild war jenem ähnlich, aber noch trauriger. Ein wüstes Feld breitete sich weit hin aus, auf allen Seiten gähnten furchtbare Abgründe; in der Mitte der Szenerie lag ein einfacher Grabstein, einige Trauerweiden senkten ihre düstern Äste auf ihn nieder. Aus der Ferne schimmerte das Meer und die blaue Luft durch die Zweige der Weiden; oder war das vielleicht eine optische Täuschung, gleich den Bildern auf den Wänden umher? . . . Unter diesen zwei Gemälden hing ein drittes kleineres: Ein Kind mit langen, blonden Haaren, mit einem blauen Gürtel um die Hüften. Auch dies war unschwer zu errathen. Die Geschichte dieses Kindes ist seit den Zeiten Konrads von Hohenstaufen bis auf unsere Zeit vielleicht das pathetischste Drama des neuen Europa. Die anderen Gemälde, deren noch einige in diesem Zimmer hingen, waren fast alles Stücke von Bernet: „Der Tod des Lambours,“ „Der Pflüger, der das Kreuz der Ehrenlegion aus der Erde adert,“ und sonst noch welche, deren ich mich noch gut erinnere. Ueber dem Kamine zeigte ein Bild von englischer Arbeit „Die Befreiung des Kosciuszko aus dem Gefängniß durch Czaar Paul.“ Unter diesem war eine gewöhnliche Lithographie: auf einem Grabe, umgeben von Trophäen, standen die Worte: Pamiec Walecznym (zur Erinnerung an die Heerführer) und etwa dreißig Namen schimmerten umher in Lorbeerkränzen.

„Wann kehrten Sie von Warschau zurück?“ fragte mich Frau v. Zulynsky. — „Bald vor drei Monaten.“ — „Nun, so haben Sie Gelegenheit gehabt, sich in der Gegend umzusehen. Wie gefällt sie Ihnen?“ — „Ich darf mein Urtheil nicht übereilen. Ich richtete nicht nach Andern. Das aber, was ich selbst in diesen drei Monaten hier gesehen und beobachtet, erfüllt mich mit der Ueberzeugung, es gäbe nichts Leererem und Reizloserem, als das Leben in den Steppen der Ukraine.“ — „Wie das?“ fragte Frau v. Zulynsky lächelnd. „Vielleicht glauben Sie, wie viel Andere auch, besonders unsere Nachbarn in Polhynien, wir in der Ukraine seien Dante's perdita gente, ein Volk, das schon auf dem Styx säße? . . . Obgleich wir Sie bisher nicht

persönlich gekannt, so können wir doch unmöglich glauben, Sie bestätigten ein so ungerechtes Vorurtheil.“ — „Gott bewahre! Ich lieb niemals dem Vorurtheil ein geneigtes Ohr und bin weit entfernt zu glauben, der Dnjepr und Rosß seien die Gewässer des Styr, ich hielt sie als Grenzen der Ukraine in Ehren, voll heiliger Denkmale, als das Thor dieser poesiereichen Ukraine, der Heimat der Schlachten und Vieder; in der Ferne schon träumte ich von ihnen.“ — „Das kommt daher, mein Freund, weil Sie sich selbst über die Sache getäuscht haben,“ sagte Herr v. Zulynsky, der eben eintrat. „Die nackte Wahrheit mußte allerdings matt und enttäuschend erscheinen gegenüber dem Bilde einer feurigen Phantasie, obgleich unsere Gegend reicher ist an vorzüglichen poetischen und historischen Denkmalen, als irgend ein anderes Land.“ — „Weiß Gott,“ erwiderte ich, „wo diese Denkmale der Poesie und Geschichte sind? Fuimus Troes und sind nicht mehr! Ueberschwemmungen und der Zahn der Zeit haben sie zerstört.“ — „Da haben Sie recht,“ lachte Herr v. Zulynsky. „Es ist wahr, die Ukraine ist nicht jenen Gegenden ähnlich, welche man allgemein romantisch und historisch nennt; in Deutschland, in Frankreich und Spanien erheben sich allenthalben auf den Gipfeln der Felsen, in den Niederungen verborgener Thäler herrliche Bauten aus der alten und neuern Zeit, welche dem Beschauer die Geschichte des Landes vor's Auge führen. Da stehen die Bilder der Ritter und Heerführer, man sieht die Rüstungen, die sie getragen, auf den Hakennägeln in den Burgen, worauf sie sie selbst zu hängen pflegten in längst verklossenen Jahrhunderten; und um alle diese materiellen Zeugen der Vergangenheit gruppirt sich die Geschichte. In der Ukraine hingegen schweigt die Geschichte unter den umgedackerten Grabhügeln, sie verhalte in dem Winde, der sie hin trug zu irgend einem Ansiedler auf den öden, zerklüfteten Fluren und der hüllte sie in das grobe Gewand seiner Verstandeskraft. Niemand kommt hier auf ihre Spur, Niemand findet, Niemand kennt sie. Zwar, man muß auch bedenken, an wie vielen und verschiedenen, socialen und politischen Umwälzungen, in wie verschiedenen Zeitabschnitten sich die Ukraine, von der wir reden und in der wir leben, betheiligt. Hier liegt die Poesie und Vergangenheit in vielerlei unter sich gänzlich verschiedenen Gestalten begraben und man darf sie nicht ungeschickt durcheinander mengen. Dem Unerfahrenen bietet sich nicht ein klares Bild der Vergangenheit dar, sondern ein ungestaltiges Chaos. Wer sich genau umsieht und fleißig forscht in diesem Nebelgewirre der Geschichte, der findet den wahren Maßstab und das System, nach welchem es aufgebaut. Die einzigen Mittel dazu sind Zeit und Fleiß. Wahrhaftig, ich sage Ihnen, mein Freund, die Dichter, zu wenig vertraut mit der Geschichte der Ukraine, welcher sie den Stoff zu ihren Arbeiten entnehmen, versehen leicht den rechten Weg, und da sie nicht merken, daß sie in Allgemeinheiten versunken, häufen sie gestaltlose Bilder aus der Ukraine auf und Szenen aus dem Kosakenleben, verdrehen die historische Wahrheit und schaffen nicht, nein, sie entstellen das Gemälde der natürlichen Romantik und Poesie unserer Steppen.“

Unwillkürlich schob mir das Blut ins Gesicht, als ich die letzten Worte vernahm, denn es schien ja, als wüßte Herr von Zulynsky um alle meine poetischen Sünden und als hätte er in Bogdan's Dichtungen alle die matten Versuche gelesen, mit denen ich mich drei Monat abgemüht. Da ich selbst mit ihnen nicht zufrieden war und sie zuletzt für nichts anderes, als für Skizzen aus meinem Leben in der Ukraine betrachtete, so mußte ich die Ansichten des Herrn v. Zulynsky als durchaus gründlich und gerecht anerkennen.

Man rief uns zum Abendessen — wir begaben uns in das Speisezimmer. Mir wies man meinen Platz zwischen der Hausfrau und jenem Fräulein an, das bei meiner Ankunft er-

röthet. Außer einigen andern Hausgenossen waren alle jene Personen zugegen, mit denen ich bis jetzt verkehrt. Ich erfuhr, jene drei Männer, die ich zuerst gesehen, seien Flüchtlinge aus den noch unaufgeklärten politischen Stürmen, welche in diesem gastfreundlichen Hause einen Zufluchtsort nach langen Irrten gefunden. Der Verkehr mit ihnen war ausnehmend angenehm, die Unterhaltung spannend, ihre Ansichten über die Angelegenheiten der Ukraine gereift und überlegt. Der Anblick dieser ehrwürdigen Gesichter und der weißen oder halbergrauten Häupter dieser Sprecher, die im Schoße einer fremden Familie lebten, alles dies steigerte das Interesse an dieser angenehmen Gesellschaft.

(Fortsetzung folgt.)

## Bur Sage vom Wassermann.

Von Ludwig Germonik.

(Schluß.)

In den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm (7. Aufl. Göttingen 1857, 3 Bde.) fand ich diese Sage nicht vor und die Nixe vom Teiche hat damit keine Aehnlichkeit. Das Gleiche gilt vom „Wassermannlein,“ dessen in den oberösterreichischen Volksfagen P. Amand Baumgarten im 24. Bericht des Linzer Museums unter andern erwähnt und dem auch eine komische Auffassung zu Grunde liegt. — Die Sage von der Savenixe scheint nicht aus der slavischen Vorzeit hereinzuzagen, sondern von dem deutschen Mittelthume, in dessen Leben sie eingreift, in die slovenischen Lande verpflanzt worden zu sein.

Ein Rückblick in die antike Welt, welche das Wasserelement mit Gottheiten, Nymphen (Najaden, Hyaden und Plejaden) und auch die Flüsse mit Göttern bevölkerte, liegt nur im entfernteren Bereich der gegenwärtigen Darstellung. Es liegt unserer Aufgabe näher, uns zur deutschen Sagenwelt zu wenden.

In J. Grimms deutscher Mythologie (Göttingen, 1835), an der Stelle, welche von Wassergeistern handelt, heißt es, daß der Wassermann schon altlich und langhaarig vorgestellt wird, wie der römische Halbgott, aus dessen Urne der Fluß quillt. „In einem dänischen volkslied hebt der nökke seinen nassen hart in die höhe, er trägt grünen hut, und wenn er den mund bleckt sieht man seine grünen zähne, zuweilen hat er die gestalt eines rauhhaarigen wilden knaben, zuweilen die eines gelblockigen, mit rother mütze auf dem haupt. Nixen erscheinen in der sonne sitzend, ihre langen haare kämmend, oder auch mit dem obertheil des leibs, der von hoher schönheit ist, aus wellen tauchend. den untertheil soll, wie bei sirenen, ein fischartiger schwanz bilden . . .“

Wie man sieht, scheint bei den Deutschen nur der weibliche Wassergeist mit Jugendreiz und Schönheit ausgestattet zu sein und den verführenden Dämon zu spielen, welcher Umstand auch aus ihren Poesien hervorgeht. Außer Kinkels Ballade sei beiläufig auch Göthe's Fischer und Heine's Lorelei gedacht. Auch andere deutsche Dichter, darunter Lenau, haben die Sagen von den Meerfräulein und ihren Sirenen gesungen poetisch verwerthet. — Bei den Slaven ist der Wassermann ein Jüngling von hinreißender Schönheit, welcher mit dämonischer Gewalt das schönste Mädchen an sich lockt und entführt. Möglich, daß dieser geschlechtliche Unterschied in der Verschiedenheit des nationalen Charakters liegt. Auch die Geschichte, welche einen Einblick in die Stellung der slavischen Frauen gestattet, ist nicht gegen diese Annahme.

3. Grimm fährt fort: „... die nixen, wenn sie ans land unter menschen gehen, sind gleich menschlichen jungfrauen gestaltet und gekleidet, nur an dem nassen kleidersaum, dem nassen zipfel der schürze erkennbar. Hierdurch berühren sie sich mit den schwanjungfrauen, und wie diesen schleier und Kleider weggenommen werden, setzt auch sie das vorenthalten der handschuhe beim tanz in verlegenheit. Tanz, Gesang und musik sind, wie der elbe (Berggeist) auch die freude aller wassergeister. In Schweden erzählt man von der lockenden, bezaubernden weise des strömkarl (Stromgeist): der strömkarlslag soll eilf variationen haben, von welchen man aber nur zehen tanzen darf, die eilfte gehört dem nachtgeist und seinem heer; wollte man sie aufspielen, so fingen tische und bänke, kannen und becher, greise und grossmütter, blinde und lahme, selbst die kinder in der wiege an zu tanzen. Dieser spielende strömkarl hält sich gern bei mühlen und wasserfällen auf, davon heisst er fossegrim (fos, wasserfall), es ist schon als überrest heidnischer opfer angeführt worden, dass man diesem dämonischen wesen ein schwarzes lamm darbrachte und von ihm dafür in der musik unterrichtet wurde. auch der fossegrim lockt in stillen, dunklen abenden die menschen durch seine musik, und lehrt geige oder anderes saitenspiel den, der ihm donnerstag abends mit abgewandtem haupt ein weisses böcklein opfert und in einen nordwärts strömenden wasserfall wirft. ist das opfer mager, so bringt es der lehrling nicht weiter, als zum stimmen der geige, ist es aber fett, so greift der fossegrim über des spielmanns rechte hand, und führt sie so lange hin und her, bis das blut aus allen finger spitzen springt, dann ist der lehrling in seiner kunst vollendet und kann spielen, dass die bäume tanzen und die wasser in ihrem fall still stehen.

Ogleich das christenthum solche opfer untersagt und die alten wassergeister als teuflische wesen darstellt, so behält das volk doch eine gewisse scheu und verehrung bei und hat noch nicht allen glauben an ihre macht und ihren einfluss aufgegeben...

Ausser dem freiwilligen opfer für unterweisung in seiner kunst forderte der nix aber auch die darbringung grausamer und gezwungener, deren andenkens in fast allen überlieferungen des volks fort-dauert. Man pflegt sich noch jetzt, wenn menschen im fluss ertrinken, auszudrücken: „der flussgeist fordere sein jährliches opfer“ gewöhnlich „ein unschuldiges kind.“ Dies weist auf wirkliche, dem nichus (Wassergeist) in uralter heidnischer zeit gebrachte menschenopfer hin. Dem Diemelnix wirft man alljährlich brot und fruchte hinab.

Ueberhaupt geht durch die wassergeistsagen ein zug von grausamkeit und blutdurst, der bei dämonen der berge, wälder und häuser nicht leicht vorkommt. Nicht allein menschen, deren der nix gewaltig wird, tödtet er, sondern er übt auch blutige rache an seinen leuten, die ans land gestiegen sind, mit den menschen umgehen und wieder zurück kehren. Wenn sich die seejungfern beim tanz verspätet haben, wenn die entführte Christin dem nix ein kind gebiert, wenn des wassermanns kind seinem rufe zu spät gehorcht, so sieht man einen blutstrahl\* aus der tiefe des gewäs-

sers empor schiessen zum zeichen der vollbrachten unthat. gewöhnlich war daneben ein anderes günstiges zeichen (ein strahl milch, ein teller mit einem apfel) verabredet, das dann ausbleibt.“

Soviel über die Sage vom Wassermann und den Wassergeistern im Allgemeinen, wobei ich auch nicht streng hinzu Gehöriges, das mir jedoch interessant schien, mit einfließen machte.

Am Schlusse möge noch Einiges über die Composition und den Rhythmus der Presérn'schen Ballade erwähnt sein.

Der Wassermann gehört nebst der Rosamunda von Auerberg zu den bedeutenderen epischen Gedichten unseres Dichters. Ist in der Rosamunda die hegebeheitliche Abwechslung, die Plastik, welche mit wenigen aber umfassenden Zügen die lebensvollsten Scenen vor das Auge des Lesers zaubert, und der dramatische Gang der Darstellung vorherrschend, so macht sich hier die Schilderung geltend, welche in dem Maße, als die Handlung geringer, Personen und Scenen ausführlicher beschreibt. So z. B. wird der Charakter der Rosamunda nur mit hochfahrend und jähornig bezeichnet, wogegen dem Treiben der toketten Maid des Wassermannes ein paar Strophen, der Beschreibung des Tanzes und dem furchtbar nahendem Sturme mehrere Zeilen gewidmet werden.

Wie bereits erwähnt, nahm Presérn seinen Stoff aus Balvaför, den er in seiner Art und nicht wie Schiller oder Göthe idealisirte. Er mahnt eher an Bürger, dessen Lenore er mit dem glänzendsten Erfolge übersehte, und ist in allen seinen Poesien ein voller realistischer Zug unverkennbar. Um die Kraft, Ausdrucksfähigkeit und den Schwung der Sprache, welcher Presérn als der erste Kunstdichter der Slovenen, ein künstlerisches Gepräge verlieh, zu erproben, war besondere Gelegenheit geboten. Welches Aussehen unser Dichter gleich bei seinem Erscheinen machte, beweist unter andern Murko (1832), welcher das in Rede stehende Gedicht als ein Muster echt nationaler Dichtung enthusiastisch empfehlend, in die Zeitschriften aufnahm.

Presérn nannte das anmuthige Opfer des Wassermanns zuerst Salika und die Beibehaltung dieses Namens schien mir für den deutschen Leser entsprechender. Auch knüpft sich daran ein anekdotischer Bezug, wie dies häufig bei unserm Dichter vorkommt. Rosalia hieß ein liebliches Wirthstochterlein des vulgo Dolenz (Nr. 20) in der Karlstädter-Vorstadt von Laibach, welches des Dichters Aufmerksamkeit erregt hatte. Halb zürnend halb scherzend übte er poetische Rache, weil ihm nicht die gleiche Aufmerksamkeit ward. Mehr absichtlich als zufällig mag in der zweiten Zeile der fünften Strophe das Wortspiel (Presérna se bráni) sein, mit welchem der Dichter seinen Namen dem Gedichte einflücht. Die so gefeierte Rosalia lebt noch in Unterkrain als stattliche Matrone. Ein Bild von ihr hatte Langus gemalt.

Was den Rhythmus betrifft, so suchte ich denselben in der Uebersetzung auch beizubehalten. Die Bewegung des Tanzes, der Wellen, des Sturmes erforderte den springenden Daktylus, die größere Schwierigkeit jedoch verursachte der dreifache weibliche Reim. Ogleich die deutsche Sprache wegen ihres vorherrschend jambischen Charakters und der größeren Gebundenheit in der sprachlich richtigen Stellung der Worte dieses Versmaß nicht zu begünstigen scheint, hat sie doch schöne Beispiele dieser Gattung, wie in Schillers „Würde der Frauen,“ Salis' „Aufmunterung“ u. s. w. aufzuweisen, am reinsten aber ist dies Versmaß in Göthes „Hochzeitlied“ behandelt. Bei unserer Ballade aber durfte man sich neben den erwähnten Schwierigkeiten nicht zu weit vom Gedankenausdruck des Originals entfernen und noch die Caesur beobachten, die der Dichter unter 84 Verszeilen nur ein paarmal überschritt.

\* Sieh Schluss der Ballade Entfels.